



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Helbig, K. G.: Stimmungen in Deutschland vor Gustav Adolfs Landung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stimmungen in Deutschland vor Gustav Adolfs Landung.

Genügend bekannt ist, daß die hurter-kloppsche Clique neuerdings versucht hat, dem dreißigjährigen Kriege bis zum Erscheinen Gustav Adolfs in Deutschland den Charakter eines Religionskrieges abzuspochen. Gustav Adolf soll die Meinung, daß es ein solcher sei, künstlich erzeugt und verbreitet haben. Weiter behaupten diese Geschichtsverfälscher, der König sei in Deutschland nirgends ersehnt worden, nirgends populär gewesen, und die Verehrung, die er hier genossen haben soll, sei eine schwedische Fiction, die von den protestantischen Geschichtschreibern bis zur Gegenwart festgehalten würde. Zwar findet eine solche tendenziöse Historik schon in dem objectiven Thatbestand der geschichtlichen Facta ihre Zurückweisung. Aber noch deutlicher tritt die Lächerlichkeit dieser modernen ultramontanen Kritik bei Beachtung von Privatbriefen hervor, welche die Stimmung der Zeitgenossen am schärfsten und naivsten aussprechen.

Eine sehr große Zahl im k. sächsischen Archive befindlicher Briefe von Agenten und Vertrauten des kurfürstlichen Hofes aus den verschiedensten deutschen Städten aus den Jahren 1629 und 1630, die Ref. durchgelesen hat, bieten neben dem Ausdruck der Stimmungen und Ansichten der Zeit manche für die Geschichte und Culturgeschichte jener Zeit interessante Notizen, welche mit jenen Zeugnissen der öffentlichen Meinung zu einem Gesamtbilde vereinigt einen Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges liefern.*) —

„Es läßt sich ersehnen, als wenn das evangelische Wesen im Reiche gar zu Grunde gehn wollte: der Allerhöchste verhüte es gnädiglich.“ Diese Aeußerung aus Wien kann als der Ausdruck der allgemeinen Stimmung betrachtet werden, welche 1629 und 1630 alle Briefe aus Süddeutschland, alle die entsetzlichen Berichte über die schamlose Reaction gegen den Protestantismus durchdringt. Von Wien aus, dem Centrum dieser Reaction, hezten und wütheten die Jesuiten (Jesuwider, wie sie in diesen Berichten stets genannt werden). Kinder wurden in Wien gepeitscht, um sie zur Bekehrung zu zwingen, Männer entzogen sich den fanatischen Verfolgungen durch Selbstmord. Am Neujahrstage 1629 forderte ein Jesuit in der Predigt den Kaiser zum Krieg und Blutvergießen auf, „denn mit kegerischem Blute werde das Fegefeuer zum guten Theile gelöscht, und des

*) Nur bis jetzt unbekannt in diesen Briefen vorgefundene Mittheilungen sind hier benutzt. Bereits gedruckte Quellen würden natürlich ein reiches Material für diese Betrachtung liefern.

Kaisers Vorfahren, sonderlich sein seliger Vater werde dadurch erfrischt werden. Auch brauche der Kaiser den zugesagten Frieden nicht zu halten; denn auch Petrus habe den Herrn nicht zu verläugnen versprochen und ihn doch verläugnet, und es wäre doch sein Stuhl erhoben worden, welchen Se. päpstl. Heiligkeit noch besitze.“ Damals wurde auch der Sohn des Kaisers von den Jesuiten beim Vater angeklagt, daß er nicht gut eifrig katholisch sei und nicht specialiter beichte. Auf ernstes Vorhalten des Kaisers soll sich der Sohn sehr energisch vertheidigt haben, daß ihn die Jesuiten in der Beichte nach Regimentsfachen befragt, die ihn nichts angingen, und bei einer Procession ging er bald darauf an dem Altar der neuen Jesuitenkirche vorüber, ohne ihn zu beachten. Bei der Erbitterung, welche das unverschämte Treiben der Pfaffen erregen mußte, ist es nicht wunderbar, wenn auch in den Erbländern des Kaisers, wie in Böhmen, wo seit langer Zeit mit aller Gewalt reformirt worden war, immer noch vielfach Widerstand vorkam. Als in Prag ein Kapuziner behauptete, daß ein katholischer Priester über dem Herrn Christus stehe, spuckten Hunderte, die es hörten, während der Predigt unmuthig aus, und in Eger ließ man Esel das Weihwasser in der Kirche auslaufen. Der Correspondent fügt seine Verwunderung bei, daß man die Esel nicht gehängt habe.

Liest man die jammervollen Berichte über die Executionen zur Durchführung des Restitutionsedicts selbst in Reichsstädten, wie Schwäbisch-Hall und Augsburg,*) wo das Edict rechtlich gar nicht geltend gemacht werden konnte, so begreift man, wie man sich in allen protestantischen Kreisen nach Erlösung sehnen mußte, mochte sie herkommen, von wo sie wollte. Denn die, welche im Vaterlande helfen sollten, konnten oder wollten nicht helfen. Wie vergeblich waren alle Vorstellungen des Kurfürsten von Sachsen gegen die Mißhandlungen der Augsburger. „Die verkröftete Hilfe bleibt zu lang außen,“ wird im September 1629 nach Dresden geschrieben, „es ist auch der Sachen mit Intercedieren, Erinnern, Klagen und Supplicieren nicht zu helfen: es muß vi et armata manu geschehn; außerdem ist alles umsonst. Der Teufel will nit mehr beschworen, sondern mit Gewalt ausgetrieben sein. Wir werden zu grausam bedrängt, ärger als unter den Türken.“

In den Briefen jener Zeit aus Norddeutschland sind es weniger Klagen über Verfolgung der Protestanten, welche als solche von dem übermächtigen Herzog von Friedland aus Politik geschont wurden, als vielmehr Jammerberichte über die Brutalität, mit der Wallenstein als politischer Herr in den von seinen Truppen besetzten Ländern auftrat, und über die Excesse der schlecht bezahlten

*) Ueber die Reaction in Augsburg hat der Verfasser aus früher aufgefundenen Briefen in seiner Schrift: „Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg“ S. 100 ff. berichtet.

und beutelustigen Soldateska des Herzogs, durch welche die Territorien der zum Theil mit dem Kaiser verbundenen Reichsfürsten zu Grunde gerichtet wurden. Einmal kommt eine bemerkenswerthe Aeußerung über Tilly vor, wohl zu merken vor der magdeburger Katastrophe, die ihm nach Klopfs Meinung erst durch schwedische Intriguen einen übeln Leumund verschafft haben soll. Ganz ernsthaft wird aus Hamburg 1629 in der jener Zeit eigenen mythischen Einkleidung das Urtheil der öffentlichen Meinung berichtet, daß ein feuerspeiender Rabe dem General Tilly von Ort zu Ort folge. „Dies sind seltsame Sachen,“ setzt der Correspondent hinzu, „aber Gottes Gerichte kann niemand entfliehn.“ Es ist bemerkenswerth, daß von Wallenstein niemals etwas ähnliches erzählt wird, obgleich er viel despotischer war, als Tilly, seine Soldaten es viel ärger trieben als die tillyschen. Die katholische Härte des von Charakter ehrenwertheren Tilly war es, weßwegen ihn der Volksmund vom Bösen verfolgen ließ.

Einer der Berichte erzählt vom Herzog von Friedland Folgendes. Als er im November 1629 von Schwerin nach seiner Residenz Güstrow zurückgehn wollte, wurde er auf ein über dem schweriner Schlosse sichtbares Wunderzeichen an der Sonne aufmerksam gemacht. Es scheinen Nebensonnen mit Regenbogenfarben gewesen zu sein, in denen man mit der zeichengläubigen Phantasie jener Zeit sofort eine schlimme Vorbedeutung sah. Auch der Herzog war davon sichtlich betroffen. „Doch,“ setzt der Brieffschreiber hinzu, „seposito tandem terrore dixit: Deus regnat in coelis, nos in terris;“*) eine Aeußerung, die uns den Herzog, wie er leibt und lebt, vor Augen stellt. Bei solcher Sinnesart konnten ihm die Dämonen des Glaubens seiner Zeit freilich lange Zeit nichts anhaben, bis sie endlich doch den trotigen Selbstling so umstrickten, daß er im Vertrauen auf sie zaudernd zu Grunde ging.

In Mecklenburg verstand es der Herzog durch seine umsichtig organisirte, aber seinen Zeitgenossen ungewohnte und daher drückende Finanzverwaltung sich Geld zu verschaffen. Die Stadt Güstrow mußte dem Herzog jährlich 14,000 Reichsthaler, Rostock 64,000 Reichsthaler für das Bierbrauen zahlen. Nach einer vom Ref. vorgefundenen Bekanntmachung, die der Herzog eigenhändig unterzeichnet hatte, zahlte jeder beladene Wagen**) in Güstrow 3 Reichsthaler Ausfuhrzoll, waren Seidenwaren darin, 6 Reichsthaler. Für jede in Güstrow geschlachtete Henne erhielt er einen Schilling, für jede Gans 2 Schillinge, für einen Hammel 3 Schillinge, und die Fleischer der Stadt mußten alle 14 Tage eidlich den Werth des geschlachteten Viehs angeben und von jedem Thaler

*) „Endlich faßte er sich und sagte: Gott regiert im Himmel, ich aber regiere auf Erden.“

**) Es sind wohl im Allgemeinen „mit Handelswaaren beladene“ Wagen zu verstehen. Einen specialistrenden Tarif gab es noch nicht.

2 Schillinge zahlen. Weitere Erpressungen ließ der Herzog in seinem Lande nicht zu, um sein Eigenthum nicht ausnützen zu lassen. Viel schlimmer stand es in den Ländern der dem Kaiser verbündeten Reichsfürsten, wie in Pommern und Brandenburg, wo seine Generale durch Contributionen und die Soldaten durch Excesse die Bewohner zur Verzweiflung brachten. Der Stadt Stargard in Pommern kostete der Stab Piccolominis und 5 Compagnien, die dort einquartirt waren, vom November 1627 bis Juli 1629 280,000 Reichsthaler*) regelmäßige Contributionen, wobei die Erpressungen und weggenommenen Pferde nicht gerechnet sind. Der Herzogin von Wollin wurde das Schloß ausgeplündert: der Schaden ward auf 2 Tonnen Goldes (200,000 Reichsthaler oder Gulden) berechnet, und alle Klagen der beschädigten Fürstin beim Herzog waren vergeblich, „weil kein Wolf den andern beißen thut“. „Der Oberst Sparer,“ wird berichtet, „hat sich in diesem Raubkriege dermaßen begrast, daß er nicht allein alle seine Güter von Schulden befreit, sondern sich auch einen ansehnlichen Schatz erspart hat: von der wolgastischen Beute hat er sich zwei güldne und zwei silberne Rösche, auf 3000 Reichsthaler geschätzt, eine güldne Kette, 5000 Kronen schwer und sechs große silberne Rindeln (Kannen) fertigen lassen. In vielen Gegenden Pommerns und der Briegniß flüchteten die Bauern in die Gebüsche und Sümpfe: die Häuser wurden von den herumstreifenden Soldaten angezündet oder abgetragen, nachdem alles, was sich noch darin fand, ausgeplündert worden war. In Lübeck war 1629 der Preis des Scheffels Korn von 22 auf 54 Schilling gestiegen, weil auf dem Lande alles Getreide aufgezehrt war, die Städte nichts mehr herausließen und Schweden und Dänemark keine Zufuhr mehr brachten.

Als nun aber im Juni 1629 die pommerschen Gesandten in solcher Bedrängniß den Herzog um Abführung des Volkes aus dem Lande baten, wurden sie schände abgewiesen. „Ihr müßt unverschämte Leute sein,“ fuhr sie Wallenstein an, „daß ihr abermals wiederkommen und mich molestiren dürft, da ich doch vor diesem gesagt, ich könnte und wollte das Volk nicht abführen. Drum packt euch und kommt mir also nicht wieder, oder ich will euch was anders sehn lassen.“ Dann aber machte er den Kanzler herunter, daß er bei den Tractaten Wallensteins mit Stralsund das Particularinteresse von Pommern zu sehr im Auge gehabt und dadurch die Unterwerfung der Stadt gehindert habe, und als sich dieser rechtfertigen wollte, wies er ihm sehr aufgeregt die Thüre.

Seit dem Februar 1630 kommen Gerüchte von Wallensteins Abdankung vor. Der Herzog von Werdenberg mußte ihm Vorstellungen über Entlassung eines Theils der Soldaten machen. Er wies den Vorschlag zurück und klagte

*) Ein Fuder Heu oder Stroh wird in dieser Zusammenstellung zu 1 Gulden berechnet.

über die Intriquen der ihm auffässigen katholischen Kurfürsten. Der Selbstmord eines großen Bankiers in Prag, des Hans de Witte mit Hinterlassung von 1½ Million Reichsthaler Schulden machte viel Aufsehen. Dabei wurde erzählt, daß er kurz vorher den Herzog von Friedland um Zahlung einer Schuld von einer halben Million Reichsthaler angegangen habe und mit dem Bemerkten zurückgewiesen worden sei, nicht eher zahlen zu können, bis der Kaiser ihn bezahlt habe. — Wenn auch erdichtet, ist doch die Mittheilung charakteristisch und bezeichnet die Stimmung des Herzogs, wie sie sich das Volk dachte, daß Wallenstein bei seiner Abreise von Memmingen im October 1630 in seiner Wohnung die Reime aufgeschrieben und zurückgelassen habe:

„Des Kaisers unnöthige Reformation
Bringt mich um meine Reputation,
Den Kaiser um die römische Kron,
Bayern wird auch kriegen seinen Lohn.

Eine ganz eigenthümliche Färbung erhalten die Zimmerberichte durch den Aberglauben jener Zeit, der in der allgemein herrschenden Noth die beste Nahrung hatte: er durchdringt alle höheren und niederen Kreise, und die verständigsten Leute erzählen die wunderbarsten und albernsten Geschichten mit der gläubigsten Naivetät. Man kann sich noch gefallen lassen, wenn unerwartete Zufälligkeiten die Gemüther erregten. So disputirten im März 1629 herumziehende katholische Emissäre mit dem lutherischen Domprediger in Halberstadt fünf Tage lang über Glaubenssätze. Als aber nach der Niederlage der Herren der hitzigste Streiter, ein Convertit, wüthend gesagt hatte: „Du bist und bleibst ein Leibeigener des Satans: seid ihr nicht verdammte Ketzer, so straf mich Gott und thue ein Zeichen an mir,“ so fing ihm die Nase stark zu bluten an, daß er fortgehn mußte, und seine Freunde erblickten. Doch dergleichen Dinge haben auch in unserer Zeit für aufgeregte Gemüther eine gewisse Bedeutung. Die wundergläubige Phantasie wird aber ganz gewaltig in anderen Geschichten. Als in Amberg der erste Kalk gebrannt worden war zur Erbauung eines Jesuitencollegiums, rumort dort der Teufel eine ganze Nacht hindurch in einem von vier Schimmeln gezogenen Wagen. An sogenannte feste oder gefrorene Soldaten, die mit des Teufels Hilfe vor Schuß und Stich sicher waren, an solche, die sich unsichtbar machen und schießen konnten, ohne daß man es hörte, glaubte jedermann, und ein sehr verständiger Agent des Kurfürsten schreibt 1629, daß solche, die sich in Magdeburg zum Dienst angeboten, zurückgewiesen worden wären, weil man sich auf Gott und nicht auf Teufelskünste verlasse. In allem Ernste wird aus Frankfurt a. O. berichtet, daß der Teufel in Vocksgestalt ans die Wache gekommen und die kaiserlichen Soldaten so braun gedrückt habe, daß fünf davon gestorben. Zwar habe der Oberstwachmeister streng verboten, davon zu sprechen, aber gleich darauf habe man drei Soldaten, natürlich

solche, die durch Teufelskunst fest waren und deren Zeit abgelaufen, mit umgedrehtem Halse todt im Bette gefunden. „Die andern,“ fügt der Bericht-erstatteer dazu, „die mit Huren und Buben noch 800 Mann stark in der Stadt liegen, sind durch diese augenscheinliche Strafe Gottes etwas frömmer geworden.“ — Ueberaus erheiternd ist es, wenn der Böse sich zum Rächer des Unrechtes macht und dennoch die Geistlichkeit gegen seine guten Dienste auftreten muß. In Schulzendorf bei Berlin hat ein Herr von Kahlenberg einem Bauer widerrechtlich sein Land genommen, worüber sich der verarmte Mann zu Tode ge- grämt hat. Da fängt der Teufel an im Edelhofe zu wüthen. Kahlenbergs Kind wird in der Wiege gewürgt, in des Herrn Bette findet man Roth, die Fenster werden ohne Steine eingeworfen, Mägde und Knechte von unsichtbarer Hand braun und blau geschlagen, das Geschirr in der Küche heruntergeworfen. Nun haben die Geistlichen zu thun mit Beschreien und Bekreuzigen der Thüren, und der Probst von St. Petri in Berlin muß öffentlich Fürbitte thun, doch vergeblich — der Teufel knirscht mit den Zähnen und rumort fort, selbst wie die Gemeinde zum Liebe: „Eine feste Burg“ ihre Zuflucht nimmt. Und dies alles erzählt ausführlich der schon erwähnte verständige Bericht-erstatteer, der dem vornehmen Sünder durchaus nicht gewogen ist, und schließt mit den Worten: „Gott, der Allmächtige wolle durch seinen starken Arm diesem bösen Geiste steuern und wehren. Amen.“

Es ist bemerkenswerth, wie in den erwähnten Briefen allmählig Gustav Adolf hervortritt und immer mehr als der Erlöser von aller Noth ersehnt wird. *) Mit großer Genugthuung wird nach der Mittheilung eines zuverlässigen Zeugen im September 1629 aus Königsberg berichtet, daß Gustav bei Tische die Aeußerung gethan habe: „der Kaiser hat mir an den Hut gegriffen; wo mir Gott das Leben gönnen wird, werde ich ihm an die Mütze greifen: er soll versichert sein, daß er an mir keinen deutschen Fürsten finden wird.“ Dann habe er auf alle, die es mit dem deutschen Reiche gut meinen, die Gesundheit getrunken. Im October aber wird dem sächsischen Geheimkammerdiener Lebzelter, einem vielfach zu diplomatischen Sendungen verwendeten Vertrauten des Kurfürsten, ganz im Vertrauen mit großer Freude geschrieben, daß der König von Schweden nach abgeschlossnem Frieden in Polen wegen der Religion und deutschen Libertät nach Deutschland kommen werde. Wenn endlich in unzähligen Schreiben aus den verschiedensten deutschen Städten Gustavs Erfolge in Preußen und Polen mit der größten Theilnahme besprochen werden, so kann doch wahrlich nicht davon die Rede sein, daß der König erst nach der Zerstörung Magde-

*) Ein ebenfalls in diesen Briefconvoluten vorgefundenes Zeugniß dieser Stimmung, ein historisches Lied, hat der Verfasser im Anzeiger des germanischen Museums 1865. Nr. 2 abdrucken lassen.

burgs die Sympathie der verzweifelnden Protestanten vorübergehend gewonnen habe. Nach der Landung des Königs in Pommern aber erhebt sich die Theilnahme für Gustav zur begeisterten Anerkennung seiner Persönlichkeit. In jedem Briefe aus Stettin wird seine Frömmigkeit, Umsicht und Liebenswürdigkeit, die Art, wie er mit den Leuten verkehrt, die strenge Mannszucht, die er hält, von ganz unverfänglichen Berichterstattern gerühmt. „Er bemüht sich überall gute Polizeiordnung zu stiften, und es befindet sich der arme Mann allgemach besser als da die Kirchenräuber im Lande waren.“*) Als er von den Fischern in Stettin für Geld eine Anzahl Schiffe zu einer Brücke haben wollte, erhielt er umsonst viel mehr als er haben wollte. Die kaiserlichen Generale in den norddeutschen Garnisonen klagten nicht bloß über Hunger, Pest und Ausreißen ihrer Soldaten, sondern auch daß in Pommern und in den Marken alles rebellisch werde, seit Gustav in Stettin sei.

Gegen solche unbefangene Zeugnisse der Stimmungen und Strebungen der evangelischen Deutschen bei Gustavs Landung können die eben genannten tendenziösen Geschichtsfälscher freilich nur zur Täuschung unmündiger Leser Aeußerung der Angst erbärmlicher Fürsten und ebenso erbärmlicher Landesvertreter anführen, die sich im Falle des Mißlingens der Pläne Gustavs vor der Rache der Kaiserlichen fürchteten. Bei jenen Historikern ist es freilich Mode, diese Erbärmlichkeit als deutschen Patriotismus zu loben. —

Dr. K. G. Helbig.

*) Vgl. des Verfassers a. B. „Gustav Adolf“ S. 19.

Gine Erinnerung an die Tage vor Friedrichstadt.

Es war in der letzten Woche des September im Jahre 1850.

Beständig von der Statthalterschaft gedrängt, aus seiner verderblichen, wenn auch vielleicht erklärlichen Anthatigkeit herauszutreten, hatte der Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee sich endlich wieder zu einer ernstern Unternehmung entschlossen. Friedrichstadt, dessen militärische Wichtigkeit man leider zu spät erkannt zu haben schien, war einige Monate vorher in unverantwortlicher Weise den Dänen ohne Kampf überlassen und von ihnen durch